Theoretische Informatik 1

Prof. Dr. Hans-Jörg Kreowski

Studiengang Informatik

Sommersemester 2000

MZH 3260
Tel.: 2956, 3697 (Sekr.), Fax: 4322

E-Mail: kreo@informatik.uni-bremen.de
www.informatik.uni-bremen.de/theorie

1. Szenarien – theoretisch
   begründet den Sinn von Theorie im allgemeinen und von Berechenbarkeits- und Komplexitätstheorie im besonderen (vgl. Studienordnung Informatik vom 1.10.1993, Anlagen, S. 6).
2. Lauter Wörter
   führt wichtige Eigenheiten von Wörtern ein, die zum Entwurf und zur Analyse von Algorithmen auf dieser Datenstruktur benötigt werden.
3. Berechnung von Operationen auf Zeichenketten mit Hilfe bedingter Gleichungen – die Sprache CE-S
   erweitert die Überlegungen des zweiten Kapitels zu einer Spezifikationssprache für Operationen auf Zeichenketten und liefert damit einen Ansatz, in dem Spezifikationen eine formale Semantik besitzen und Korrektheitseigenschaften nachgewiesen werden können. Fast nebenbei ergibt sich eine Präzisierung des Berechenbarkeitsbegriffs.
4. Wie beim Rechnen die Zeit vergeht
   erläutert den Umstand des Zeitaufwands beim Berechnen von Algorithmen und stellt Konzepte zur Verfügung, die es in günstigen Fällen erlauben, den Zeitaufwand zu ermitteln.
5. Matrizenmultiplikation schneller und schneller
   vergleicht den Zeitaufwand verschiedener Algorithmen am Beispiel von Matritzenmultiplikation.
6. PASCALchen macht Funktionen berechenbar
   präzisiert den Begriff der berechenbaren Funktion anhand der imperativen Programmiersprache PASCALchen.
7. Programme sind aufzählbar – doch ihr (Ver-)Halten macht Kummer
   zeigt einerseits, daß alle PASCALchen-Programme und damit auch alle berechenbaren Funktionen mittels eines Algorithmus aufgezählt werden können und führt andererseits anhand des Halteproblems von Programmen an die Grenzen der Berechenbarkeit.
8. Ein Programm rechnet für alle
   stellt eine berechenbare universelle Funktion vor und kommentiert die Grenzlinie, welche diese vom Halteproblem trennt.
9. Turing-Maschinen
   führt den Begriff der Turingmaschinen ein und stellt einen Bezug zwischen diesem Maschinenmodell und der Sprache CE-S her.
10. Literaturhinweise
    enthält eine Liste von Büchern, die einen Einblick in die Gebiete der Theoretischen Informatik bieten bzw. das dafür benötigte Basiswissen liefern.

Inhaltsverzeichnis

1 Szenarien – theoretisch **1**

1.1 Terminationstest endlich lieferbar 1
1.2 Auf dem schnellsten Wege 2
1.3 Maschinenbelegung im Sonderangebot 3
1.4 Mit Netz und doppeltem Boden 4
1.5 Geheimnisvoller Auftrag 5
1.6 Die Antworten der Theorie 6
1.7 Die Schwierigkeiten der Theorie 7
1.8 Das Prinzip der Abstraktion 7
1.9 Probleme – unberechenbar 8
1.10 Schnelles Rechnen – viel zu langsam 10

2 Lauter Wörter **11**

2.1 Erzeugung von Wörtern 11
2.2 Konkatenation 12
2.3 Induktionsprinzip 13
2.4 Gleichheitstest, Länge und Zeichenzählen 14
2.5 Iterative Darstellung 15
2.6 Ansichten von der Menge aller Wörter 15

3 Berechnung von Operationen auf Zeichenketten mit Hilfe bedingter Gleichungen – die Sprache CE-S **17**

3.1 Syntax von CE-S 17
3.2 Beispiele 19
3.3 Gleichwertigkeit von Termen 20
3.4 Operationelle Semantik von CE-S 22
3.5 Gerichtete Auswertung 24
3.6 Gleichungsanwendung auf Terme 25
3.7 Beispiele: Sortieren durch Einsortieren und Mischen 26

4 Literaturhinweise **32**

1 Szenarien – theoretisch

Mit diesem einführenden Kapitel sollen Gegenstände, Ideen und Grundsätze der theoretischen Informatik dargestellt und motiviert werden. Insbesondere wird auf Sachverhalte und Überlegungen eingegangen, die in der Berechenbarkeits- und Komplexitätstheorie eine wichtige Rolle spielen. Den Ausgangspunkt bilden einige Szenarien, in denen fiktiv Anwendungen von Informationstechnik und Situationen aus dem Leben von Informatikerinnen und Informatikern beschrieben werden. Entstehende Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Problemen sind beabsichtigt. Die Szenarien sind so zugespitzt, daß die korrekte Beantwortung der gestellten Fragen Kenntnisse und Einsichten der theoretischen Informatik verlangt. Wer die Antworten weiß oder sich richtig überlegen kann, braucht diese Lehrveranstaltung nicht mitzumachen, sondern kann sich den Leistungsnachweis nach einer kurzen Rücksprache abholen.

Anknüpfend an die Szenarien werden einige Wesenszüge der theoretischen Informatik erläutert und einige zentrale Gesichtspunkte von Berechenbarkeits- und Komplexitätstheorie angerissen.

1.1 Terminationstest endlich lieferbar

In der Zeitschrift ITCT, die monatlich von etwa 40.000 Computerfachleuten gelesen wird, fand sich neulich folgende Anzeige:

> Müssen Sie bei Ihren Datenbankanfragen oft lange auf Antwort warten, oder kommt häufig gar keine vernünftige Antwort? Sind Ihre Programme sehr zeitintensiv? Erhalten Sie bei der Ausführung Ihrer Programme oft Fehlermeldungen statt eines Ergebnisses? Brechen Sie häufig Berechnungen ab, weil Sie nicht mehr warten wollen oder können? Wenn Sie eine dieser Fragen mit JA beantworten, dann haben wir etwas für Sie: *HaltCheck*. Die Weltneuheit *HaltCheck* läuft auf allen gängigen Rechnern und ist für die Datenbankanfragesprache SQL und für die Programmiersprachen C++ und ML erhältlich. Für jede Datenbankanfrage bzw. für jedes Programm und jede Eingabe testet es in Sekundenschnelle die Termination und gibt im positiven Fall eine obere Zeitschranke an, bis zu der man höchstens auf das Berechnungsergebnis warten muß. *HaltCheck* spart Ihnen Zeit und Nerven. Diese sensationelle Entwicklung ist im Fachhandel für nur DM 1.199,– erhältlich. Kaufen Sie sofort.

Ist das Angebot interessant und günstig? Sollte man mit dem Kauf warten, bis der Preis fällt? Oder was ist von einem derartigen Hilfsprogramm zu halten?

Wenn ein Programm wie *HaltCheck* existierte, wäre es ausgesprochen nützlich. Wer das bezweifelt, möge das Flußdiagramm in Abbildung 1 betrachten, das die Berechnungen der sogenannten Ulam-Funktion beschreibt. Eingabe ist eine natürliche Zahl $n \geq 1$. Ist $n = 1$, so ist das auch das Ergebnis. Ist $n \neq 1$, so wird n halbiert, falls es gerade ist, oder sonst

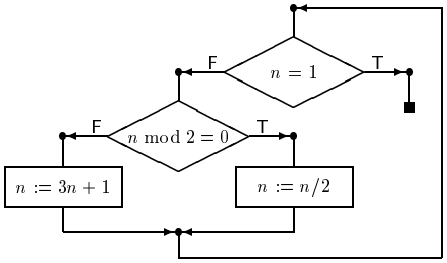

Abbildung 1: Ein Flußdiagramm für die Ulam-Funktion

verdreifacht und um 1 erhöht. Mit dem jeweiligen Ergebnis (als neue Eingabe n) wird der Gesamtvorgang wiederholt. Für jede Zahl gibt es offenbar nur zwei Möglichkeiten: Entweder es kommt 1 als Ergebnis heraus oder der Berechnungsvorgang wird unendlich fortgeführt. Für welche Zahlen tritt welcher Fall ein? Zur Warnung sei gesagt, daß man sich jedoch nicht allzu sehr in die Beantwortung der Frage verbeißen sollte, weil sie seit Jahrzehnten ein offenes Problem ist.

1.2 Auf dem schnellsten Wege

In einem Geldtransportunternehmen, das auch andere Wertsachen befördert, wird erwogen, die tägliche Fahrtroutenplanung zu automatisieren. Bei dem dafür zu erstellenden Softwaresystem muß von folgenden Vorgaben ausgegangen werden:

(a) Berechnungsgrundlage ist eine "Landkarte", in der alle bundesdeutschen Ortschaften mit Geldinstituten als Knoten eingetragen sind. Je zwei Orte sind durch eine Kante miteinander verbunden, wenn es zwischen ihnen eine direkte (über keinen anderen Ort aus der Karte führende) Straßenverbindung gibt. Die Kanten sind mit der Kilometerzahl beschriftet.

(b) Die Eingabe besteht aus einer sich täglich ändernden Liste geplanter Fahrten, bei denen jeweils Start und Ziel angegeben sind. Aus Sicherheitsgründen werden keine Zwischenstationen gemacht und auch nicht mehrere Transporte zusammengefaßt.

(c) Bestimmt werden soll für jeden Eintrag der eingegebenen Liste der kürzeste Weg in der Landkarte, das ist eine Folge von Kanten, die Start und Ziel miteinander verbindet und deren Kilometersumme unter allen Verbindungswegen die kleinste ist.

Betrachte zur Illustration die Karte in Abbildung 2. Von Bremen nach Hannover gibt es viele Wege (sogar unendlich viele, wenn man erlaubt, beliebig oft hin und her oder im Kreis zu fahren), aber nur der direkte und der über Y sind mit 100 km die kürzesten.

Prinzipiell ist es nicht schwierig, einen Algorithmus zu entwerfen, der diese Aufgabe bewältigt; kritisch jedoch ist sein Laufzeitverhalten. Die Eingabeliste ist aus organisatorischen Gründen nicht vor 0.00 Uhr verfügbar, die ersten Fahrzeuge müssen jedoch spätestens

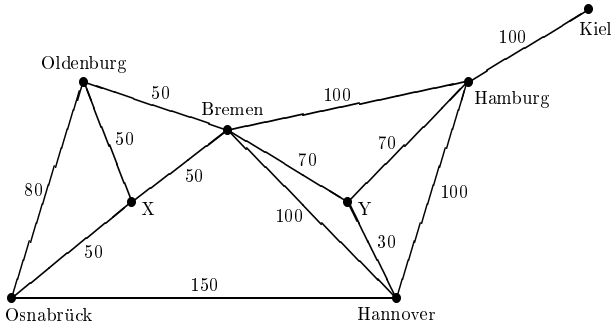

Abbildung 2: Eine "Landkarte"

um 6.00 Uhr morgens abfahren. Für die tägliche Einsatzplanung stehen also nur wenige Stunden zur Verfügung.

Das Transportunternehmen besitzt einen Matrixrechner, dessen Architektur insbesondere die Multiplikation von Matrizen unterstützt. Diese Operation kann deshalb besonders schnell ausgeführt werden. Die Automatisierung der Fahrtroutenplanung kommt aus den geschilderten zeitlichen Gründen nur dann in Frage, wenn das algorithmische Problem mit möglichst wenigen Matrizenmultiplikationen gelöst werden kann.

Ist das Vorhaben unter diesen Randbedingungen realisierbar?

1.3 Maschinenbelegung im Sonderangebot

Ein mittelständisches Unternehmen, das Spezialanfertigungen von elektronischen Geräten herstellt, möchte seine Produktion weiter automatisieren. Dazu benötigt es ein Maschinenbelegungsprogramm, das für täglich durchschnittlich 75 Aufträge mit unterschiedlichen Fertigungsplänen den Durchlauf durch 128 Fertigungsstationen organisiert, wobei ein einzelner Auftrag meist nur auf einem Teil der Stationen erledigt wird, das jedoch mit wechselnden Reihenfolgen und Verweilzeiten. Das Unternehmen schreibt ein derartiges Programm aus, wobei es neben den Kosten insbesondere Zuverlässigkeitsgarantien und Angaben über die Laufzeit in der Zeiteinheit μsec verlangt. Folgende Angebote gehen ein, wobei k die Zahl der Aufträge und m die Zahl der insgesamt eingesetzten Stationen ist.

1. DM 100.000,–; optimale Maschinenbelegung; ungünstigste Laufzeit: m^k.
2. DM 200.000,–; optimale Maschinenbelegung; durchschnittliche Laufzeit: $k \cdot m!$.
3. DM 150.000,–; höchstens 100% über optimaler Maschinenbelegung; Laufzeit: $k^2 \cdot m^3$.
4. DM 120.000,–; höchstens das Dreifache des Optimums; Laufzeit: $128 \cdot k^2$.
5. Das Angebot 4 zum halben Preis, wenn die Zeiteinheit auf sec gesetzt werden darf.

6. DM 80.000,–; Optimum; Laufzeit: $c \cdot k$, wobei c zwischen 10.000 und 100.000 liegt. Allerdings muß dafür noch ein Zusatzprogramm für rund DM 10.000,– beschafft werden, das für einen Auftrag, der als nächstes auf mehreren Stationen gefertigt werden kann, die aktuell günstigste auswählt.
7. DM 250.000,–; Optimum; durchschnittliche Laufzeit: $k \cdot m^2$.
8. Das Angebot 7 zum doppelten Preis, dafür aber Laufzeit für den schlechtesten Fall.
9. DM 300.000,–; optimale Lösung mit 55% Garantie; Laufzeit: $128 \cdot k \cdot \log(k)$. (Anmerkung: Programm benötigt einen guten Zufallsgenerator.)
10. DM 75.000,–; bis 10% über optimaler Lösung; ungünstigste Laufzeit: $\binom{128}{m} \cdot \binom{m}{k}$.

Es gab noch einige weitere Angebote, die aber zu teuer, offenbar schlechter oder unseriös waren.

Welche Lösung soll das Unternehmen kaufen? Und warum? Wären alternative Angebote denkbar, die die zehn vorgestellten deutlich übertreffen?

Das Fließband, bei dem Aufträge in einer vorgegebenen Folge durch die festinstallierte Sequenz der Maschinen geschleust werden, hat – so scheint es – als Maschinenbelegungsplan ausgedient. In der Illustration für zwei Maschinen in Abbildung 3 werden gerade

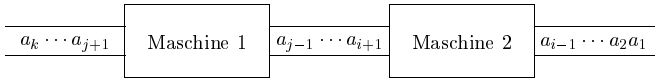

Abbildung 3: Fertigung am Fließband

zwei Aufträge bearbeitet (a_j auf Maschine 1 und a_i auf Maschine 2). Was ist an einer Fließbandlösung für die Maschinenbelegung eigentlich schlecht?

1.4 Mit Netz und doppeltem Boden

Eine große internationale Bank mit einem weltumspannenden Netz von über 3000 Filialen möchte ihren Kundendienst verbessern. Dazu sollen alle Zweig- und Geschäftsstellen in ein Kommunikationssystem einbezogen werden, das je zwei Filialen erlaubt, in wenigen Minuten untereinander Informationen auszutauschen. Kostengünstig läßt sich das jedoch nur bewerkstelligen, wenn in Kauf genommen wird, daß Unbefugte ohne großen technischen Aufwand übermittelte Nachrichten auffangen können, wie dies in Abbildung 4 skizziert ist. Um das Bankgeheimnis zu wahren und mißbräuchliche Verwendung der Informationen zu verhindern, ist eine Verschlüsselung unumgänglich.

Unrealistisch wäre ein Konzept, in dem je zwei Filialen für ihre Kommunikation einen eigenen geheimen Schlüssel hätten. Dafür wären 10.000.000 Schlüssel erforderlich. Auch die jeweilige Vergabe eines Schlüssels durch eine Zentrale, wenn zwei Filialen Verbindung aufnehmen wollen, ist umständlich und schwierig, zumal auch die Übersendung der

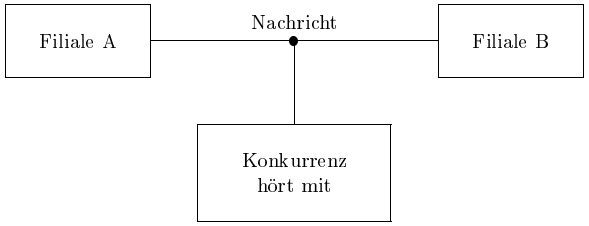

Abbildung 4: Nachrichtenaustausch

Schlüssel verschlüsselt werden müßte. Da behauptet eine übereifrige Vorstandsassistentin, daß sie einen Artikel gelesen hätte über die Verwendung "öffentlicher" Schlüssel: Jede Filiale bildet nach einem festen, einfachen Prinzip aus nur ihr bekannten Bestandteilen einen Schlüssel, der in eine allen Zweigstellen zugängliche Liste verzeichnet wird. Will nun Filiale A Filiale B eine Mitteilung machen, sucht sie den Schlüssel von B aus dem Verzeichnis heraus, chiffriert nach einem bestimmten Verfahren die Nachricht und sendet sie an B. Die Zweigstelle B entschlüsselt diese Nachricht mit Hilfe der nur ihr bekannten Bestandteile ihres Schlüssels nach einem allen bekannten Verfahren. Ohne die Bestandteile zu kennen, ist die Dechiffrierung jedoch praktisch unmöglich.

Will sich die Vorstandsassistentin nur wichtig machen? Oder sind nicht knackbare Codes möglich, selbst wenn die verwendeten Verfahren für Ver- und Entschlüsseln sowie die Schlüssel allgemein bekannt sind?

1.5 Geheimnisvoller Auftrag

Ein Geheimdienst hört seit Monaten einen gegnerischen Sender ab. Die aufgefangenen Buchstaben-, Zahlen-, Silben- und Wörterfolgen sind jedoch bisher nicht entschlüsselt.

Die erste wichtige Beobachtung ist, daß jede Viertelstunde Informationen von besonderer Form übermittelt werden. Es handelt sich immer um zwei gleichlange Sequenzen von Zeichenfolgen, die durch Hupsignale voneinander getrennt sind. Wenn das Hupen durch einen Gedankenstrich symbolisiert wird, haben die Nachrichten folgendes Aussehen:

$$- \; - \, u_1 - u_2 - \cdots - u_k - \; - \, v_1 - v_2 - \cdots - v_k - \; -$$

Dabei sind u_i, v_j irgendwelche Zeichenfolgen aus Buchstaben und Ziffern. Ein Beispiel dafür ist:

$$- \; - aac - a - bb - aac - b - \; - a - baa - acb - ca - acb - \; -$$

Die DechiffrierexpertInnen hatten schon längere Zeit vermutet, daß sich in diesen Doppelsequenzen der Schlüssel für die Entschlüsselung aller aufgefangenen Sendungen befindet. Aber wie?

In dieser Situation kam dem Geheimdienst der Zufall zu Hilfe. Ein gegnerischer Agent ging ihm ins Netz und verriet in langen Verhören so manches Geheimnis. Insbesondere bestätigte er, daß sich unter den viertelstündlich gesendeten Folgen u_i und v_j für $i, j = 1, \ldots, k$ der Schlüssel befindet – jedoch nur einmal alle zwei bis drei Tage. Alle anderen Doppelsequenzen sind Tarnung. Die einzige signifikante Doppelsequenz unterscheidet sich von den anderen dadurch, daß es für sie allein keine Indexfolge $i_1 \cdots i_n$ gibt, derart daß die zusammengesetzten Zeichenketten $u_{i_1} u_{i_2} \cdots u_{i_n}$ und $v_{i_1} v_{i_2} \cdots v_{i_n}$ gleich sind. Diese Figuren können nach der Art ihres Zustandekommens *Zwillingspuzzles* genannt werden.

Der Rest schien einfach. Der EDV-Abteilung wurde der Auftrag erteilt, ein Programm zu entwickeln, das für eine eingegebene Doppelfolge testet, ob sie ein Zwillingspuzzle ergibt. Doch die SystemanalytikerInnen und ProgrammiererInnen des Geheimdienstes brachten ein solches Programm nicht zustande. Deshalb soll die Aufgabe einem Softwarehaus übertragen werden, das bei erfolgreicher Erledigung des Auftrags pauschal 120.000,– DM erhält.

Ein gutes Geschäft? Was ändert sich an der Situation, wenn der jeweils aktuelle Schlüssel in einer Doppelsequenz mit Zwillingspuzzle versteckt wäre und die Tarnsequenzen keine Zwillingspuzzles haben?

1.6 Die Antworten der Theorie

Was haben diese (und ähnliche) Situationen und Problemstellungen mit theoretischer Informatik zu tun? – Die Theorie beantwortet die gestellten Fragen. Aber das allein wäre nichts Besonderes; denn solche Fragen treten häufig bei Softwarentwicklungen auf und werden auch irgendwie beantwortet. Jedoch nur die Theorie gibt *exakte* Antworten (das sind Antworten, die in einem bestimmten Kontext zweifelsfrei und nachweisbar gültig sind). Etwas vereinfachend könnte man sogar sagen: Theoretische Informatik ist gerade dadurch definiert, daß derartige Fragen in einem formalen Rahmen mit mathematischen Methoden und daher exakt beantwortet werden. Wann immer und wo immer in der Informatik so vorgegangen wird, entsteht theoretische Informatik.

> Theoretische Informatik ist Informatik mit mathematischen Mitteln.

Die Szenarien münden in Fragen, die ein gemeinsames Grundmuster besitzen: Geht das und das (oder lohnt es sich) mit den und den Methoden unter den und den Bedingungen? Es sollte klar sein, daß in der Informatik (und in manchen anderen Wissenschaften) an vielen Stellen so gefragt werden kann. Es sollte auch klar sein, daß exakte Antworten nicht nur von wissenschaftlichem, sondern auch ökonomischem Wert sein können. Denkt man an computer-gesteuerte Kernkraftwerke, Flugzeuge, Frühwarnsysteme und ähnlich brisante Aufgaben, die mit Hilfe von Computertechnik und Informatikwissen erledigt werden, können (un-)gesicherte Kenntnisse offenbar über Leben und Tod entscheiden. In solchen lebenswichtigen Fragen sind jedoch leider die Antworten der Theorie eher deprimierend.

Wegen der technischen Komponenten, in die die Berechnungsprobleme lediglich eingebettet sind (Stichwort: embedded system), sind oft nur statistische Aussagen möglich. Beispielsweise wird sich unter "geeigneten" Annahmen vielleicht herausstellen, daß das russische Frühwarnsystem in einer Million Jahren wahrscheinlich nur 17mal fälschlich einen Atomangriff von Westeuropa aus meldet, ohne daß der Fehler vor Auslösen des Gegenschlags festgestellt wird. Doch die Theorie könnte nicht verhindern, daß die erste dieser Fehlmeldungen bereits morgen erfolgt und das atomare Inferno in Europa auslöst.

1.7 Die Schwierigkeiten der Theorie

Wenn Theorie so wichtig und wertvoll ist wie behauptet, warum ist sie dann in der Informatik und bei vielen Informatikerinnen und Informatikern so umstritten und unbeliebt, ja teilweise verpönt? Ein Grund dafür ist wahrscheinlich, daß es oft nicht einfach ist, grundlegende Fragen der geschilderten Art korrekt zu beantworten. Theorie ist kein Frage-Antwort-System, in das man eine Frage nur hineinstecken muß, um nach einiger Zeit automatisch die richtige Antwort zu erhalten. Oft müssen Fragen und Antworten in einem vorhandenen Rahmen entwickelt werden. Oft fehlt der geeignete theoretische Rahmen und muß erst noch geschaffen werden. Oft sind zwar Rahmen, Frage und Antwort prinzipiell bereits verfügbar, doch ist das schwer zu erkennen, weil die vorgefertigte Theorie anders formuliert ist, als es das aktuelle Problem erfordert. Meist sind deshalb Zeit, Phantasie, Intuition, Wissen und Erfahrung nötig, um existierende Theorie nutzbringend zu verwenden und fehlende zu ergänzen.

Um ein Problem exakt lösen zu können, muß schrittweise und systematisch eine Theorie aufgebaut werden. Die einzelnen Überlegungen müssen aber nicht nur verstanden werden, sondern auch nachprüfbar richtig sein. Das macht Theoriebildung zu einem langsamen, mühsamen Unternehmen. Wie umständlich dieser Vorgang sein kann, mag folgender Zeitplan verdeutlichen: Das Thema dieser Lehrveranstaltung ist Berechenbarkeit und Komplexität; alle Szenarien haben direkt und zentral mit diesem Thema zu tun; dennoch wird nur eins der Probleme in diesem Semester gelöst (vielleicht noch ein zweites).

> Theorie ist ein – häufig aufwendiger – sprachlicher Rahmen,
> in dem grundsätzliche Probleme exakt gelöst werden können.

1.8 Das Prinzip der Abstraktion

Damit der hohe Aufwand der Theoriebildung gerechtfertigt ist, werden Theorien meist so allgemein und breit entwickelt, daß möglichst viele Probleme damit gelöst werden können. In der Regel haben sogar mehrere verschiedene konkrete Probleme innerhalb einer entsprechenden Theorie eine gemeinsame Lösung. Erreicht wird dieser "ökonomische" Effekt durch einen Abstraktionsprozeß, dem die konkreten Probleme unterzogen werden, bevor sie im Rahmen einer Theorie behandelt werden. Abstrahieren heißt, von unwichtigen Details abzusehen und sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Beispielsweise ist im

fünften Szenario die "aufregende" Spionagegeschichte für das Problem völlig irrelevant; interessant ist allein, wie festgestellt werden kann, ob eine Doppelsequenz aus Zeichenketten ein Zwillingspuzzle besitzt. Oder im vierten Szenario könnte es sich statt um eine Bank auch um die Mafia, den CIA, die Botschaften eines Staates u.ä. handeln, statt um über 3000 Filialen, die miteinander kommunizieren wollen, auch um 428 Mafia-Organisationen, um 7000 AgentInnen, um 113 diplomatische Vertretungen u.ä. In einer Theorie, in der das Problem der öffentlichen Schlüssel diskutiert werden kann, wird also nicht definiert werden, was eine Bank ist und wie viele Filialen sie hat; davon wird abstrahiert. Stattdessen wird man von der Annahme ausgehen, daß es n Instanzen gibt, wobei n eine beliebige natürliche Zahl ist, und daß je zwei von ihnen Verbindung miteinander aufnehmen können sollen.

Das Prinzip der Abstraktion hat jedoch seine Tücken. Die ursprünglichen konkreten Probleme sind in der abstrakten Theorie nicht ohne weiteres erkennbar. Beim Abstrahieren kann es passieren, daß ein entscheidender Aspekt vernachlässigt wird; dann spiegeln die theoretischen Ergebnisse die wirkliche Situation nicht mehr adäquat wider. Zu einem konkreten Problem mag es längst eine geeignete Theorie geben, die die fertige Antwort parat hält; aber das nutzt nichts, wenn diejenigen, die das Problem haben, die Theorie nicht kennen oder ihnen die richtige Abstraktion nicht gelingt. Ist es da verwunderlich, daß viele Theorien nutzlos und wie abstrakte Spinnerei erscheinen?

1.9 Probleme – unberechenbar

Als allgemeine Vorbemerkungen zur Theorie mag das erst einmal ausreichen. Aber worum geht es nun speziell in dieser Lehrveranstaltung?

Informatik löst spezifische Aufgaben mit Hilfe von Rechenanlagen, untersucht die Gesetzmäßigkeit eines Lösungsvorgangs und stellt Methoden für Lösungsschritte bereit. Der Schlüssel zu all dem ist der Begriff des Algorithmus, worunter eine maschinell ausführbare Lösung eines vorgegebenen Problems verstanden wird. Die theoretische Informatik verfolgt dieselben Ziele, soweit sie sich mathematisch untermauern lassen. Im Zentrum stehen dabei einige grundsätzliche Fragen, was beispielsweise ein Computer berechnen kann oder welche Probleme algorithmisch lösbar sind.

Beide Fragen sind so noch sehr unscharf formuliert. Denn es gibt ja viele verschiedene Rechnertypen mit verschiedenen Ausstattungen. Man müßte also genauer fragen: Was kann der Computer X, was der Computer Y? Aus praktischer Sicht wäre es fatal, wenn für je zwei Rechner Unterschiedliches und Unvergleichbares herauskäme. Dann wüßte niemand, der ein Problem nicht lösen kann, ob er nicht einfach an der falschen Maschine sitzt. In der zweiten Frage wird unterstellt, daß es nur *ein* "algorithmisch" gibt. Tatsächlich könnte aber die Lösungsfähigkeit und -vielfalt von der gewählten (Programmier-)Sprache oder von anderen Faktoren abhängen. Gibt es also ein "Modula-algorithmisch", das grundverschieden ist von "ML-algorithmisch"? Können in C++ völlig andere Probleme gelöst werden als mit SmallTalk? Bejahende Antworten hätten die unangenehme Konsequenz, daß allein schon die Wahl der Programmiersprache über Erfolg oder Mißerfolg eines

Problemlösungsversuchs entscheiden könnte. Schließlich könnten sich auch die Möglichkeiten von Rechner und Problemlösungssprache in die Quere kommen. Denn was nützt die beste Sprache, wenn kaum eine Lösung darin auf dem vorhandenen Rechner laufen kann? Was bringt der phantastischste Computer, wenn die Programmiersprache seine Rechenfähigkeit nicht voll ausschöpfen kann?

Die *Berechenbarkeitstheorie* bietet eine These an, deren Gültigkeit viele der gerade angenommenen Schwierigkeiten beseitigte. Die These wurde in den 40er Jahren von A. Church formuliert und lautet:

> Alle genügend allgemeinen Berechnungsmodelle erlauben, dieselbe Klasse von Problemen zu lösen.

In der Theorie der Berechenbarkeit werden vielfältige Belege zusammengetragen, die die CHURCHsche These stützen. Ein repräsentativer Ausschnitt davon wird in dieser Lehrveranstaltung entwickelt.

Überlegungen und Ansätze zur Berechenbarkeit lassen sich in zwei Klassen einteilen. Eine davon bilden die Rechner- oder Maschinenmodelle wie Turingmaschinen und Random-Access-Maschinen, die als abstrakte Versionen von Computern gesehen werden können. Mathematische Modelle, die stellvertretend für Rechner untersucht werden, haben den Vorteil, nicht so schnell zu veralten und vom Markt zu verschwinden. Ihr Nachteil allerdings besteht darin, daß oft viel Phantasie erforderlich ist, ihre Verwandtschaft mit konkreten Rechnern zu erkennen. Jedes Maschinenmodell MM definiert eine Klasse der von MM berechenbaren Probleme. Die zweite tragende Säule der Berechenbarkeitstheorie beschäftigt sich mehr mit der Problemseite. Untersucht werden rechnerunabhängige Beschreibungen von algorithmischen Problemlösungen, z.B. als rekursive oder iterative Funktionen. Insgesamt wird eine Vielzahl von Berechnungsmodellen eingeführt; jedes einzelne stellt eine Präzisierung des Begriffs "Algorithmus" dar und bestimmt eine Klasse lösbarer Probleme.

Ein wichtiger Teil der Berechenbarkeitstheorie ist dem Vorhaben gewidmet, die Übereinstimmung der verschiedenen Problemklassen im Sinne der CHURCHschen These zu zeigen. In dieser Lehrveranstaltung wird beispielsweise vorgeführt, daß die von Turingmaschinen berechenbaren Probleme gerade mit den rekursiven Funktionen übereinstimmen.

Berechenbarkeit teilt die "Welt" in zwei Teile: das Berechenbare und das Unberechenbare. Beispiele, die zur ersten Kategorie gehören, entwickelt jede Informatikerin und jeder Informatiker in der täglichen Arbeit. Aber es kann auch von Nutzen sein, etwas über das mit Rechnern nicht Leistbare zu wissen. Das ist nicht allein von philosophischem Belang, sondern kann praktisch auch viel unnütze, vergebliche Anstrengung vermeiden helfen. Einige Exemplare nicht berechenbarer Probleme werden in dieser Lehrveranstaltung diskutiert. Nicht geklärt werden kann, was PolitikerInnen meinen, wenn sie sagen: "Unsere Politik muß berechenbar bleiben!"

1.10 Schnelles Rechnen – viel zu langsam

Es ist beruhigend, daß ein einziger Algorithmusbegriff prinzipiell auszureichen scheint, um das mit Rechnern Machbare untersuchen zu können. In vielen Fällen jedoch ist das Wissen um die Berechenbarkeit nicht sehr hilfreich. Zu diversen Problemen findet man mühelos Algorithmen, doch die Programme laufen nicht zufriedenstellend. Ein Grund dafür ist, daß Turingmaschinen beispielsweise (als Vertreterinnen eines allgemeinen Algorithmus- und Rechnerkonzepts) mit zwei bei wirklichen Computern knappen Ressourcen äußerst verschwenderisch umgehen: Platz und Zeit. Beides steht einer Turingmaschine unbegrenzt zur Verfügung. Vielleicht gilt das prinzipiell sogar für reale Maschinen (die Physik legt sich in diesen Punkten nicht ganz fest), de facto aber können wir nicht immer genügend Speichermedien heranschaffen und schon gar nicht lange warten.

Ein konkretes Beispiel soll die Rolle der Zeit beim Rechnen veranschaulichen. (Analoges läßt sich für den Speicherplatz überlegen.) Computer sind berühmt dafür, daß sie stupideste Aufgaben mit umfangreichem Informationsmaterial in unglaublich kurzer Zeit erledigen können. Aber selbst dabei stoßen sie schnell an ihre Grenzen. Betrachte etwa folgendes simples Problem: Eingegeben werden soll eine beliebige natürliche Zahl $n \in \mathbb{N}$, ausgegeben werden soll eine Liste aller Teilmengen der Menge $[n] = \{0, 1, \ldots, n-1\}$ der ersten n natürlichen Zahlen, d.h. eine Liste der Elemente der Potenzmenge $\mathcal{P}([n])$. Nun hat diese Potenzmenge bekanntlich 2^n Elemente. Die Länge der Ausgabeliste wächst also exponentiell mit der Größe der Eingabe. Einen Eindruck vom schnellen Anwachsen der Funktion 2^n gegenüber der Funktion n^2 vermittelt Tabelle 1. Es ist nicht sonderlich schwierig, einen Algorithmus zu finden, der die Aufgabe löst. Aber selbst wenn der Rechner nur eine Instruktion bräuchte, um eine Teilmenge zu bestimmen und aufzulisten, und 25 Millionen Instruktionen pro Sekunde schaffte (ein Supercomputer) und wenn ich mich nicht verrechnet habe, rechnete das Gerät bei Eingabe von 70 nach einer Million Jahren immer noch.

Das theoretische Gebiet, das sich mit dem Zeit- und Platzbedarf von Algorithmen beschäftigt, ist die *Komplexitätstheorie*. In dieser Lehrveranstaltung werden einige in diesen Bereich einführende Aspekte behandelt.

n	n^2	2^n
10	100	1024
20	400	1048576
30	900	1073741824
40	1600	1099511627776
50	2500	1125899906842624
60	3600	1152921504606846976
70	4900	1180591620717411303424

(ohne Gewähr)

Tabelle 1: Vergleich der Funktionen n^2 und 2^n

2 Lauter Wörter

Informatik ist ohne Zeichenketten undenkbar. Auch die Theorie ist stark auf sie angewiesen. Im Beispiel 1.5 etwa spielen sie verschiedene Rollen: Buchstaben-, Zahlen-, Silben-, Wörter-, Zeichenfolgen, Sequenzen, Nachrichten; einige von ihnen sollen gleichlang sein; andere müssen zusammengesetzt werden; ihre Gleichheit ist gefragt. Den Benutzerinnen und Benutzern von Programmiersprachen sind Zeichenketten als Namen und Ausdrücke, als Dateien und Felder (Ketten konstanter Länge) u.ä. sowie in Gestalt der Programme selbst geläufig. Wörter und Sätze einer natürlichen Sprache wie Deutsch oder Englisch sind weitere wichtige Beispiele.

In diesem Abschnitt sind einige wichtige Informationen zum Umgang mit Zeichenketten zusammengestellt. Vieles davon wird verschiedentlich in die Überlegungen zur theoretischen Informatik während des kommenden Jahres eingehen, ohne daß diese Tatsache immer ausführlich gewürdigt wird.

2.1 Erzeugung von Wörtern

1. Um nicht bei jedem einzelnen Wort den Rahmen festlegen zu müssen, wird vorweg ein Zeichenvorrat A ausgewählt. A wird auch *Alphabet*, die Elemente von A werden *Zeichen* oder *Symbole* genannt.
2. *Wörter* (über A) sind rekursiv definiert durch:
   (a) λ ist ein *Wort*,
   (b) mit $x \in A$ und einem Wort v ist auch xv ein *Wort*.
3. Das initiierende Wort in (a) wird *leeres Wort*, der wiederholbare Vorgang in (b) *Linksaddition* (von x zu v) genannt. Für Wörter sind auch die Bezeichnungen Zeichenketten, Listen, Folgen, Sequenzen, Sätze, "files", Texte, Nachrichten, "strings" u.v.a.m. gebräuchlich. Die erste Bezeichnung wird im folgenden synonym für Wörter verwendet.

   Die Menge aller Wörter über A wird mit A^* bezeichnet. Für die Linksaddition $x\lambda$ von x zu λ wird kurz auch x geschrieben. In diesem Sinne gilt: $A \subseteq A^*$.

   Der Erzeugungsprozeß für Wörter ist in Abbildung 5 illustriert.
4. Beispielsweise entsteht für das Alphabet $\{0, 1\}$ anfangs nur das leere Wort λ, weil der Teil (b) des Worterzeugungsprozesses nur verwendet werden kann, wenn schon Wörter vorhanden sind. Der Teil (a) muß nicht wieder angewendet werden, weil dadurch keine neuen Wörter mehr entstehen können. Die Anwendung von Teil (b) liefert nun zwei neue Wörter: $0\lambda, 1\lambda$ (bzw. $0, 1$ nach der Konvention zur Linksaddition mit dem leeren Wort). Darauf kann der Teil (b) erneut angewendet werden, was vier neue Wörter liefert: 00, 01, 10, 11. Durch Fortsetzung des Verfahrens (ad infinitum) entstehen nach und nach alle (endlichen) Bitstrings.
5. Die Erzeugung von Wörtern ist so gemeint, daß nur Gebilde, die durch den in Punkt 2 gegebenen rekursiven Prozeß entstehen, Wörter über A sind und daß jedes

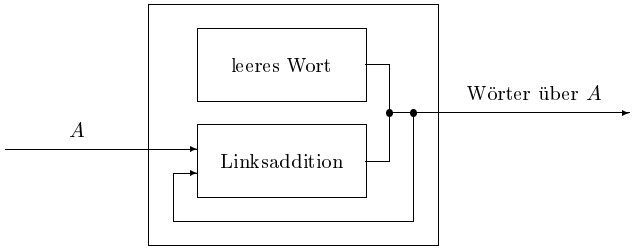

Abbildung 5: Rekursive Erzeugung von Wörtern

Wort in eindeutiger Weise aus diesem Prozeß hervorgeht. Letzteres bedeutet, daß für jedes Wort w entweder $w = \lambda$ gilt oder eindeutig $x \in A$ und ein Wort v mit $w = xv$ existieren. Im zweiten Fall wird x mit $head(w)$ und v mit $tail(w)$ bezeichnet.

Bei dem Erzeugungsprozeß wird stillschweigend vorausgesetzt, daß man durch die Bezeichnung λ ein Gebilde erhält, das sich von allen anderen Wörtern unterscheiden läßt, und daß das Nebeneinanderschreiben von Zeichen und Wörtern möglich ist. Beides mag intuitiv klar sein; es wird hier einfach vorausgesetzt.

Wenn das Alphabet selbst wieder Wörter enthält, wie z.B. $\{E, I, EI\}$, muß man mit dem Nebeneinanderschreiben aufpassen. Denn sonst kann beispielsweise EI ein Wort aus einem wie zwei Zeichen sein, was wegen der verlangten Eindeutigkeit verboten ist. In solchen Fällen muß man extra Vorsorge treffen, indem man die Zeichen in Hochkommata oder sonstige Klammern einschließt oder Zeichen und Wort beim Nebeneinanderschreiben durch ein Blank oder ein sonstiges Trennzeichen auseinanderhält.

Das durch diese Vereinbarungen verfügbare Textsystem ist noch recht bescheiden. Beginnend mit dem leeren Wort, kann jedes Wort von rechts nach links geschrieben werden; das zuletzt geschriebene Symbol kann gelesen (*head*) oder gelöscht (*tail*) werden. Wünschenswert wäre mehr Komfort, was mit den Punkten 2.2 und 2.4 ein Stück weit erreicht wird und sich analog noch wesentlich weitertreiben ließe.

2.2 Konkatenation

1. Analog zur Linksaddition und allgemeiner als diese lassen sich auch zwei Wörter v, w zu einem neuen Wort $v \cdot w$ zusammensetzen. $v \cdot w$ wird *Konkatenation* von v und w genannt und ist folgendermaßen rekursiv definiert:
   (a) für $v = \lambda$ gilt $\lambda \cdot w = w$,
   (b) für $v = xu$ mit $x \in A$ gilt $(xu) \cdot w = x(u \cdot w)$.
2. Die Linksaddition erweist sich als Spezialfall der Konkatenation:

$$xv \underset{1a}{=} x(\lambda \cdot v) \underset{1b}{=} (x\lambda) \cdot v \underset{2.1.3}{=} x \cdot v.$$

Das rechtfertigt die Schreibweise vw für $v \cdot w$.

3. Die Konkatenation fügt zwei Wörter zusammen. Meist werden jedoch mehrere Konkatenationen kombiniert, z.B. ((((BE)I)(SP))((IE)L)). Das sieht häßlich aus; doch glücklicherweise kann man alle Klammern auch weglassen, weil die Reihenfolge, in der Wortteile verknüpft werden, keinen Einfluß auf das resultierende Wort hat. (Dagegen ist die Reihenfolge der Wortteile untereinander entscheidend, wie Punkt 2.5 zeigt).

   Für alle Wörter u, v, w gilt $(uv)w = u(vw)$. Diese Eigenschaft ist auch als Assoziativität bekannt.

   Die Behauptung ergibt sich für $u = \lambda$ nach Punkt 1a (in Verbindung mit der in Punkt 2 eingeführten Schreibweise):

$$(\lambda v)w = vw = \lambda(vw).$$

   Für den Fall $u = xt$ mit $x \in A$ erhält man

$$((xt)v)w \underset{1b}{=} (x(tv))w \underset{1b}{=} x((tv)w) \underset{(*)}{=} x(t(vw)) \underset{1b}{=} (xt)(vw),$$

   wenn die Gültigkeit der Aussage für t vorausgesetzt wird $(*)$. Das ist zulässig, da t um ein Zeichen kürzer ist als u, so daß die Eigenschaft für t als Induktionsvoraussetzung formuliert werden kann.

2.3 Induktionsprinzip

1. Wie in der vorangegangenen Überlegung liefert die rekursive Definition der Wörter ein für viele Situationen brauchbares Induktionsprinzip. Um eine Aussage THEOREM über Wörter zu beweisen, funktioniert oft folgendes Vorgehen:

Induktionsanfang (IA):	Zeige THEOREM für $v = \lambda$.
Induktionsvoraussetzung (IV):	Nimm THEOREM für v an.
Induktionsschluß (IS):	Zeige THEOREM für xv mit $x \in A$.

2. Dieses Prinzip kann benutzt werden, um nachzuweisen, daß λ keinen Einfluß auf die Konkatenation hat. (Vergleiche Punkt 2.2.1a.)

   Für alle Wörter v gilt $v\lambda = v$.

   Denn es gilt:

$$\lambda\lambda \underset{2.2.1}{=} \lambda \text{ und } (xv)\lambda \underset{2.2.1}{=} x(v\lambda) \underset{(*)}{=} xv,$$

   wobei $(*)$ die Anwendung der Induktionsvoraussetzung anzeigt.

   Die oben gezeigte Assoziativität der Konkatenation beruhte bereits auf dem Induktionsprinzip. So läßt sich auch nachweisen, daß die Konkatenation eindeutig ist.

   IA: Die Konkatenation von λ mit einem beliebigen Wort w liefert nach Definition dieses Wort, ist also eindeutig.

   IV: Sei vw für zwei Wörter v, w ein eindeutig bestimmtes Wort.

   IS: Betrachte nun $(xv)w$ für $x \in A$ und Wörter v, w.

   Nach Definition gilt: $(xv)w = x(vw)$. Nach IV ist vw ein bestimmtes Wort, so daß nach den Festlegungen in Punkt 2.1.5 auch $x(vw)$ eindeutig bestimmt ist.

2.4 Gleichheitstest, Länge und Zeichenzählen

1. Die eindeutige Zerlegbarkeit von Wörtern gemäß Punkt 2.1.5 gestattet auch, in einfacher Weise die Gleichheit zweier Wörter rekursiv festzustellen.

   Zwei Wörter v, w sind *gleich* (in Zeichen: $v \equiv w$), wenn sie beide leer sind: $v = \lambda = w$, oder wenn sie beide nicht leer sind sowie $head(v) \equiv head(w)$ und $tail(v) \equiv tail(w)$, wobei ein Gleichheitstest auf dem Alphabet, der ebenfalls mit $\equiv$ bezeichnet wird, vorausgesetzt ist.

2. Ebenfalls rekursiv bestimmt werden kann, wie lang ein Wort ist und wie oft ein bestimmtes Zeichen darin vorkommt:

   (a) $length(\lambda) = 0$
   (b) $length(xv) = length(v) + 1$ für $x \in A, v \in A^*$
   (c) $count(x, \lambda) = 0$
   (d) $count(x, yv) =$ if $x \equiv y$ then $count(x, v) + 1$ else $count(x, v)$ für $x, y \in A, v \in A^*$.

   Die in (d) verwendete Fallunterscheidung funktioniert wie üblich: Ist die Abfrage wahr, so wird der then-Teil wirksam, sonst der else-Teil.

   Daß durch (a) und (b) eine Abbildung $length: A^* \to \mathbb{N}$ definiert wird, läßt sich mit Hilfe des Induktionsprinzips zeigen:

   IA: $length(\lambda) = 0$ ist genau ein Wert aus $\mathbb{N}$ für λ.

   IV: Für ein Wort v sei $length(v)$ genau eine natürliche Zahl.

   IS: Betrachte nun xv für $x \in A$. Nach (b) gilt $length(xv) = length(v) + 1$. Nach IV ist $length(v)$ genau eine natürliche Zahl, so daß der Nachfolger auch genau eine natürliche Zahl ist.

   Analog erweist sich auch $count: A \times A^* \to \mathbb{N}$ als Abbildung.

3. Auf dieser Basis lassen sich auch diverse weitere Eigenschaften der eingeführten Operationen zeigen. Als Beispiel wird mit vollständiger Induktion bewiesen, daß die Länge einer Konkatenation gerade die Summe der Längen der Einzelwörter ist, d.h. es gilt für alle $v, w \in A^*$:

$$length(vw) = length(v) + length(w)$$

   IA: $length(\lambda w) = length(w) = 0 + length(w) = length(\lambda) + length(w)$.

   Dabei werden nacheinander die Definition der Konkatenation, eine bekannte arithmetische Eigenschaft und die Definition der Länge ausgenutzt.

   IV: Die Behauptung gelte für v und beliebige w.

IS: Betrachte av mit $a \in A$ (und beliebiges w):

$$\begin{aligned} length((av)w) &= length(a(vw)) \\ &= length(vw) + 1 \\ &= length(v) + length(w) + 1 \\ &= length(v) + 1 + length(w) \\ &= length(av) + length(w). \end{aligned}$$

Dabei werden nacheinander die Definition der Konkatenation, die Definition der Länge, die Induktionsvoraussetzung, eine arithmetische Eigenschaft und wieder die Definition der Länge ausgenutzt.

2.5 Iterative Darstellung

Die eindeutige Zerlegbarkeit von Wörtern nach Punkt 2.1.5 ergibt zusammen mit dem Induktionsprinzip eine sehr wichtige, gebräuchliche und vertraute Darstellung von Wörtern.

Für jedes Wort w existieren eindeutig $n \in \mathbb{N}$ und $x_i \in A$ für $i = 1, \ldots, n$ mit $w = x_1 \cdots x_n$.

Das schließt das leere Wort mit ein. In diesem Falle ist $n = 0$, und $x_1 \cdots x_0$ steht für λ. Insgesamt läßt sich also jedes Wort eindeutig in Zeichen als elementare Bausteine zerlegen. Auf den einfachen Beweis wird verzichtet.

2.6 Ansichten von der Menge aller Wörter

Während die vorausgegangenen Informationen über Wörter unverzichtbar für die weiteren Überlegungen sind, dient dieser Abschnitt zur Abrundung. Es wird gezeigt, daß sich die Menge aller Wörter in verschiedenen Formen darstellen läßt. In Punkt 1 wird ein interessanter Zusammenhang zur Algebra und universellen Algebra hergestellt. Punkt 2 charakterisiert A^* durch eine sogenannte Bereichsgleichung. Solche Gleichungen sind in der denotationellen Semantik von Programmiersprachen gebräuchlich. Die Punkte 3 und 4 liefern eine iterative Darstellung von Wörtern, die in der Literatur am häufigsten anzutreffen ist. Die in diesem Kapitel gewählte Einführung wird *axiomatisch* genannt. In Punkt 5 wird die Nähe zu den berühmten Peano-Axiomen der natürlichen Zahlen aufgedeckt. Diese Art des Zugangs eignet sich besonders für den weiteren Umgang mit Wörtern nach Art der funktionalen Programmierung.

1. Die Konkatenation gemäß Punkt 2.2.1 bestimmt eine Abbildung $\cdot : A^* \times A^* \to A^*$, die nach Punkt 2.2.3 assoziativ ist und deshalb A^* zu einem *Monoid* macht mit dem leeren Wort als neutralem Element (vgl. Punkte 2.2.1a und 2.3.2). Da jedes Wort nach Punkt 2.5 eindeutig in "Atome" zerfällt, erweist sich A^* sogar als *freies Monoid*.
2. Die in Punkt 2.1.5 formulierte Zerlegbarkeitseigenschaft der Linksaddition läßt sich explizit dadurch erreichen, daß xv als Paar (x, v) geschrieben wird. Unter Verwendung der Mengenoperationen *disjunkte Vereinigung* $+$ und *kartesisches Produkt* $\times$ erfüllt demnach die Menge A^* aller Wörter über A die Gleichung

$$A^* = \{\lambda\} + (A \times A^*).$$

A^* ist sogar die kleinste Menge mit dieser Eigenschaft. Deshalb ließe sich diese Mengengleichung auch zur Definition von A^* und damit von Wörtern über A heranziehen.

3. Eine weitere Möglichkeit, A^* zu definieren, die häufig in der Literatur zu finden ist, besteht darin, Wörter direkt als beliebige Tupel von atomaren Zeichen zu wählen:

   (a) λ ist ein Wort,
   (b) für $n > 0$ und $x_i \in A$ $(i = 1, \ldots, n)$ ist $w = x_1 \cdots x_n$ ein Wort.

   In Tupelschreibweise lautet diese Definition:

   (c) das leere Tupel () ist ein Wort,
   (d) das n-Tupel $(x_1, \ldots, x_n)$ mit $n > 0$, $x_i \in A$, $i = 1, \ldots, n$ ist ein Wort.

4. Beachtet man, daß n-Tupel wie in (b) bzw. (d) von Punkt 3 Elemente des n-fachen kartesischen Produkts A^n sind, ergibt sich für die Menge aller Wörter über A folgende Darstellung

$$A^* = \sum_{i=0}^{\infty} A^i,$$

   wobei Σ die disjunkte Vereinigung bezeichnet.

   Korrespondierend zur Linksaddition lassen sich die Potenzen A^i iterieren:

$$A^0 = \{\lambda\} \text{ und } A^{i+1} = A \times A^i \text{ für } \ i \in \mathbb{N}.$$

5. Betrachtet man speziell das einelementige Alphabet $\{|\}$, so entstehen als Wörter Strichfolgen beliebiger Länge, wobei jedes Wort bereits eindeutig durch seine Länge festgelegt ist. Das leere Wort kann also als 0 gesehen werden, und die Linksaddition entspricht der Nachfolgerfunktion natürlicher Zahlen. Die Strichdarstellung natürlicher Zahlen ist als Bierdeckel-Arithmetik bekannt. Spezialisiert man außerdem das Induktionsprinzip für Wörter auf diesen Fall, erhält man ein bekanntes Induktionsprinzip für natürliche Zahlen. Insgesamt erweist sich also der in diesem Kapitel gewählte Zugang zu Wörtern als Verallgemeinerung der durch die Peano-Axiome definierten natürlichen Zahlen.

   Es sei noch folgendes angemerkt. Ergänzte man die Erzeugung von Wörtern explizit um ihre Länge:

   (a) λ ist ein Wort der Länge 0,
   (b) xv ist ein Wort der Länge $n + 1$, falls $x \in A$ und v ein Wort der Länge $n \in \mathbb{N}$ ist,

   so ließe sich das Induktionsprinzip in 2.3 durch vollständige Induktion über die Länge von Wörtern beweisen.

3 Berechnung von Operationen auf Zeichenketten mit Hilfe bedingter Gleichungen – die Sprache CE-S

Wie man an den Beispielen Konkatenation, Länge, Gleichheitstest, Zeichenzählen u.v.a.m. sehen kann, lassen sich Operationen auf Zeichenketten durch endlich viele Gleichungen spezifizieren. Manchmal ist es auch günstig, die Gleichungen noch von Bedingungen abhängig zu machen. Da sich diese Art der Spezifikation sowohl für eine Präzisierung von Berechenbarkeit eignet als auch in eleganter und einfacher Weise erlaubt, den Aufwand beim Berechnen abzuschätzen, wird dieses Konzept als Spezifikationssprache CE-S (Conditional Equations – Strings) eingeführt.

3.1 Syntax von CE-S

1. Als *Typen* sind verfügbar: Ein beliebiges Alphabet A und die Menge A^* aller Zeichenketten über A, die natürlichen Zahlen $\mathbb{N}$ bzw. ganzen Zahlen $\mathbb{Z}$ sowie die Wahrheitswerte $BOOL$. Syntaktisch gesehen sind das fünf Namen. Darüber hinaus ist das Alphabet ein variabler Typ, d.h. man kann mehrere Alphabete gleichzeitig wählen, die dann aber unterschiedlich benannt sein müssen. Demgemäß ist A^* parametrisiert, so daß für jede Wahl des Alphabets ein anderer Zeichenkettentyp entsteht.
2. Als *Grundoperationen* sind verfügbar: der Gleichheitstest $\equiv$ und eine totale Ordnung $\leq$ auf A; das leere Wort λ, die Linksaddition und die Konkatenation sowie der Gleichheitstest $\equiv$ und die Länge *length* auf A^*; die üblichen Konstanten, arithmetischen und Vergleichsoperationen auf $\mathbb{N}$ und $\mathbb{Z}$; die Wahrheitswerte T und F und die üblichen aussagenlogischen Operationen auf $BOOL$. Wenn die Zeichen aus A explizit gebraucht werden, wird angenommen, daß A ein Aufzählungstyp ist, dessen endlich viele (konstante) Elemente namentlich bekannt sind. Syntaktisch werden davon nur die Deklarationsteile verwendet (vgl. Punkt 4).
3. Neue Operationen lassen sich dann durch *Spezifikationen* der folgenden Form einführen:

   spec
   opns: $decl_1, \ldots, decl_k$
   eqns: $ce_1, \ldots, ce_l$

   wobei **spec** ein Name ist, "opns" und "eqns" Schlüsselwörter, $decl_i$ für $i = 1, \ldots, k$ Deklarationen gemäß Punkt 4 und ce_j für $j = 1, \ldots, l$ bedingte Gleichungen gemäß Punkt 5 sind.
4. Eine *Deklaration* hat die Form $f\colon D_1 \times \cdots \times D_m \to D$, wobei f ein Name ist und $D, D_1, \ldots, D_m$ Typen sind. Das schließt den Fall $m = 0$ ein, durch den Konstanten $c\colon \to D$ deklariert werden.
5. Eine *bedingte Gleichung* hat die Form eq falls $eq_1, \ldots, eq_n$ für $tv_1, \ldots, tv_p$, wobei eq und $eq_1, \ldots, eq_n$ Gleichungen gemäß Punkt 7 und $tv_1, \ldots, tv_p$ Deklarationen getypter Variablen gemäß Punkt 6 sind.

6. Die Deklaration einer *getypten Variablen* hat die Form $x \in D$, wobei x ein Name und D ein Typ ist.
7. Eine Gleichung hat die Form $L = R$, wobei L und R Terme eines Typs D über einer Deklarationsmenge $DECL$ und einer Menge X von getypten Variablen gemäß der folgenden Definition sind.
8. Die Menge T_D aller *Terme* des Typs D über $DECL$ und X ist rekursiv definiert durch:
   (i) $(c\colon \to D) \in DECL$ impliziert $c \in T_D$;
   (ii) $(x \in D) \in X$ impliziert $x \in T_D$;
   (iii) $(f\colon D_1 \times \cdots \times D_k \to D) \in DECL$ und $t_i \in T_{D_i}$ für $i = 1, \ldots, k$ implizieren $f(t_1, \ldots, t_k) \in T_D$.

Es macht Sinn anzunehmen, daß die Terme, die in einer bedingten Gleichung einer Spezifikation vorkommen, nur die Variablen der bedingten Gleichung und die Deklarationen der Grundoperationen, der aktuellen Spezifikation sowie anderer bereits bekannter Spezifikationen verwenden.

Die Definition der Syntax von CE-S ist so zu verstehen, daß eine Zeichenkette genau dann eine CE-S-Spezifikation ist, wenn sie den Bedingungen der Punkte 1 bis 8 genügt. Die textuellen Formen in den Punkten 1 bis 7 sind explizit angegeben, der Termbegriff in Punkt 8 ist rekursiv definiert. Die einfachste Sicht auf diese Beschreibung ist wohl, die Menge der Terme T_D als die kleinste Menge von Wörtern über den Namen von deklarierten Operationen und Variablen sowie dem Komma und den zwei runden Klammern zu sehen, die die drei Eigenschaften (i), (ii) und (iii) besitzt. Prozeßhaft gesehen ist T_D also die Menge von Wörtern, die dadurch entsteht, daß ausgehend von den Namen von Konstanten und Variablen des Typs D die formale Operationsanwendung beliebig oft wiederholt wird.

Da bei der Definition von Termen des Typs D auch Terme anderer Typen eingehen können, ist die Rekursion so gemeint, daß sie für alle Typen, die in $DECL$ und X vorkommen, gleichzeitig ausgeführt wird.

Mit der rekursiven Definition von Termen ist analog zu Wörtern ein Induktionsprinzip verbunden: Eine Eigenschaft gilt für alle Terme, wenn sie als Induktionsanfang für Konstanten und Variablen und im Induktionsschluß für einen zusammengesetzten Term (einer bestimmten Länge) unter der Voraussetzung gezeigt werden kann, daß die Eigenschaft für kürzere Terme und damit insbesondere für Teilterme bereits gilt.

Einige Konventionen erleichtern außerdem das Schreiben von CE-S-Spezifikationen:

- $f_1, \ldots, f_n\colon D_1 \times \cdots \times D_m \to D$ für $f_1\colon D_1 \times \cdots \times D_m \to D, \ldots, f_n\colon D_1 \times \cdots \times D_m \to D$.
- $x_1, \ldots, x_p \in D$ für $x_1 \in D, \ldots, x_p \in D$.
- Haben alle bedingten Gleichungen denselben für-Teil $tv_1, \ldots, tv_p$, so kann man diesen dort weglassen und dafür $tv_1, \ldots, tv_p$ vor die bedingten Gleichungen hinter dem Schlüsselwort "vars" und einem Doppelpunkt schreiben.

- Den für-Teil kann man auch weglassen, wenn keine Variablen verwendet werden, d.h. wenn $p = 0$.
- Den falls-Teil einer bedingten Gleichung kann man weglassen, wenn keine Bedingung folgt, d.h. wenn $n = 0$.
- Infix-Notation $t_1\, f\, t_2$ für $f(t_1, t_2)$, wenn f eine zweistellige Grundoperation ist.
- t für $t = \mathsf{T}$.
- $\neg t$ für $t = \mathsf{F}$; $t_1 \not\equiv t_2$ für $\neg(t_1 \equiv t_2)$; $t_1 > t_2$ für $\neg(t_1 \leq t_2)$.
- $t =$ if b then t_1 else t_2 für zwei bedingte Gleichungen der Form $t = t_1$ falls b und $t = t_2$ falls $\neg b$.

Soviel zur Syntax.

3.2 Beispiele

Als Beispiele werden eine Zeichensuche, das Zeichenzählen aus 2.4, eine Zeichenzähldifferenz, ein Sortiertheitstest und eine Sortieroperation spezifiziert:

search
opns: $search\colon A \times A^* \to BOOL$
vars: $x, y \in A,\ v \in A^*$
eqns: $\neg search(x, \lambda)$
$search(x, yv) = x \equiv y \vee search(x, v)$

count
opns: $count\colon A \times A^* \to \mathbb{N}$
vars: $x, y \in A,\ v \in A^*$
eqns: $count(x, \lambda) = 0$
$count(x, yv) =$ if $x \equiv y$ then $count(x, v) + 1$ else $count(x, v)$

diff
opns: $diff\colon A \times A \times A^* \to \mathbb{Z}$
eqns: $diff(x, y, w) = count(x, w) - count(y, w)$ für $x, y \in A,\ w \in A^*$

is-sorted
opns: $is\text{-}sorted\colon A^* \to BOOL$
vars: $x, y \in A,\ v \in A^*$
eqns: $is\text{-}sorted(\lambda)$
$is\text{-}sorted(x)$
$is\text{-}sorted(xyv) = x \leq y \wedge is\text{-}sorted(yv)$

sort$_0$
opns: $sort_0\colon A^* \to A^*$
vars: $x, y \in A,\ u, w \in A^*$
eqns: $sort_0(w) = w$ falls $is\text{-}sorted(w)$
$sort_0(uxyw) = sort_0(uyxw)$

Bei der Differenzspezifikation wird vorausgesetzt, daß $\mathbb{N} \subseteq \mathbb{Z}$ gilt und daß deshalb Terme des Typs $\mathbb{N}$ automatisch Terme des Typs $\mathbb{Z}$ sind. Ansonsten handelt es sich um eine typische Funktionsdefinition, indem für alle Argumente ein geschlossener Ausdruck als Wert angegeben wird. Läßt sich eine Funktion nicht für alle Argumente direkt definieren, kann man versuchen, verschiedene Fälle zu unterscheiden. Bei Wörtern beispielsweise bietet sich an, das leere Wort von den nichtleeren Wörtern zu trennen, weil alle nichtleeren Wörter durch die Variablen $x \in A$ und $v \in A^*$ als xv darstellbar sind. Diese Fallunterscheidung ist in **search** und **count** genau so verwendet. In **is-sorted** ist sie zweimal angewendet, indem nichtleere Wörter noch einmal in $x\lambda = x$ und xyv unterschieden sind, also in Wörter der Länge 1 und längere Wörter. In **sort$_0$** wird ein Fall durch eine Bedingung ausgedrückt, ein weiterer wieder durch die Form des Arguments, die hier irgendwo im Wort zwei aufeinanderfolgende Zeichen verlangt, egal was vorher und nachher kommt.

Intuitiv sollte klar sein, wie mit den Gleichungen in Spezifikationen gerechnet werden kann und wie insbesondere Operationen ausgerechnet werden können. Denn das Prinzip ist von der funktionalen Programmierung her bekannt und wurde im vorigen Kapitel bereits mehrmals verwendet, ohne näher darauf einzugehen. Findet man innerhalb eines Terms einen Teilterm, auf den die linke Seite einer Gleichung paßt, so darf dieser Teilterm durch die zugehörige rechte Seite der Gleichung ersetzt werden. Die linke Seite paßt, wenn man ihre Variablen so mit Termen belegen kann, daß genau der Teilterm entsteht. Vor dem Ersetzen des Teilterms müssen die Variablen der rechten Seite genau wie die der linken Seite belegt werden. Das sei an einem Beispiel illustriert:

$$count(0, 100) = count(0, 00) = count(0, 0) + 1 = count(0, \lambda) + 1 + 1 = 0 + 1 + 1 = 2$$

Im ersten Schritt wird die zweite **count**-Gleichung angewendet, wobei x mit 0, y mit 1 und v mit 00 belegt werden; im zweiten Schritt die zweite Gleichung, wobei x, y und v mit 0 belegt werden; im dritten Schritt die zweite Gleichung, wobei x und y mit 0 und v mit λ belegt werden; und im vierten Schritt die erste Gleichung, wobei x mit 0 belegt wird.

3.3 Gleichwertigkeit von Termen

Spezifizierte Gleichungen drücken gewünschte oder erwartete Gleichheiten aus. Um die Wirkung von Gleichungen exakt zu fassen, wird eine binäre Relation auf Termen namens Gleichwertigkeit eingeführt. Sie bildet das Grundkonzept der operationellen Semantik von CE-S.

Sei **spec** eine Spezifikation mit der Menge CE von bedingten Gleichungen und $DECL$ eine Menge von Deklarationen, die die von **spec** und die aller Grundoperationen und aller in CE verwendeten Operationen enthält. $DECL_0$ bezeichne den Teil von $DECL$, der keine Deklaration aus **spec** enthält. Sei X eine Menge getypter Variablen, die insbesondere alle in **spec** vorkommenden enthält. Sei schließlich für alle Terme über $DECL_0$ und X bereits eine binäre Relation $\overset{*}{\underset{0}{\longleftrightarrow}}$ gegeben.

1. Dann läßt sich die binäre Relation $\overset{*}{\longleftrightarrow}$ auf Termen über *DECL* und X, die *Gleichwertigkeit* genannt wird, als Fortsetzung der gegebenen Relation rekursiv definieren, wobei Wertzuweisungen gemäß Punkt 2 und die Substitution gemäß Punkt 3 verwendet werden:
   (i) $\overset{*}{\underset{0}{\longleftrightarrow}} \subseteq \overset{*}{\longleftrightarrow}$;
   (ii) $(L = R$ falls $L_1 = R_1, \ldots, L_n = R_n$ für $x_1 \in D_1, \ldots, x_p \in D_p) \in CE$ und eine Wertzuweisung a implizieren $L[a] \overset{*}{\longleftrightarrow} R[a]$, vorausgesetzt, daß bereits $L_i[a] \overset{*}{\longleftrightarrow} R_i[a]$ für $i = 1, \ldots, n$ gilt;
   (iii) $(f\colon D_1 \times \cdots \times D_k \to D) \in DECL$ und $t_i \overset{*}{\longleftrightarrow} t_i'$ mit $t_i, t_i' \in T_{D_i}$ für $i = 1, \ldots, k$ implizieren $f(t_1, \ldots, t_k) \overset{*}{\longleftrightarrow} f(t_1', \ldots, t_k')$;
   (iv) $t \overset{*}{\longleftrightarrow} t$ (für alle Terme t); $t \overset{*}{\longleftrightarrow} t'$ impliziert $t' \overset{*}{\longleftrightarrow} t$ (für alle Terme t, t'); $t \overset{*}{\longleftrightarrow} t'$ und $t' \overset{*}{\longleftrightarrow} t''$ implizieren $t \overset{*}{\longleftrightarrow} t''$ (für alle Terme t, t', t'').
2. Eine *Wertzuweisung* a ordnet jeder getypten Variablen $(x \in D) \in X$ einen Term $a(x) \in T_D$ zu.
3. Zu jeder Wertzuweisung a gibt es eine *Substitution*, die für jede in einem Term vorkommende Variable den zugewiesenen Term einsetzt und alles andere läßt, wie es ist, was wieder einen Term ergibt:
   (i) $(c\colon \to D) \in DECL$ impliziert $c[a] = c$,
   (ii) $(x \in D) \in X$ impliziert $x[a] = a(x)$,
   (iii) $(f\colon D_1 \times \cdots \times D_k \to D) \in DECL$ (wobei $k > 0$) und $t_i \in T_{D_i}$ für $i = 1, \ldots, k$ implizieren $f(t_1, \ldots, t_k)[a] = f(t_1[a], \ldots, t_k[a])$.

Die Definition der Gleichwertigkeit ist so zu verstehen wie die Definition von Termen und Spezifikationen. Sie ist die kleinste binäre Relation auf Termen, die die Eigenschaften (i) bis (iv) besitzt. Insbesondere ist die Gleichwertigkeit mit Eigenschaft (iv) reflexiv, symmetrisch und transitiv und damit eine Äquivalenzrelation. Da sie nach Eigenschaft (iii) auch gegenüber Operationsanwendung abgeschlossen ist, erweist sie sich sogar als Kongruenzrelation. Die Eigenschaften (i) und (ii) sagen, daß sie von der vorgegebenen Relation und den spezifizierten bedingten Gleichungen erzeugt wird. Man beachte, daß die dabei verwendete Substitution eine reine textuelle Ersetzung von Variablen durch Terme ist.

Man mag sich nun noch wundern, wo die vorgegebene Relation herkommen kann. Sie ist beliebig wählbar, aber es gibt eine besonders interessante und sinnvolle Wahl. Man kann annehmen, daß alle in der aktuellen Spezifikation über die Grundoperationen hinaus verwendeten Operationen vorher bereits in CE-S spezifiziert sind. Somit kann induktiv vorausgesetzt werden, daß für sie die Gleichwertigkeit bereits bekannt ist. Bleibt als Induktionsanfang sicherzustellen, daß es für die aus den Grundoperationen aufgebauten Terme eine geeignete Gleichwertigkeit gibt. Für den Typ *BOOL* wird dafür die übliche aussagenlogische Äquivalenz genommen. Für die Typen $\mathbb{N}$ und $\mathbb{Z}$ kann man die bekannten arithmetischen Gesetze verwenden. Ist das Alphabet ein Aufzählungstyp, nimmt man die Gleichheit. Für den Zeichenkettentyp erhält man mit den für Grundoperationen in

Kapitel 2 eingeführten Gleichungen durch die obige Definition eine Gleichwertigkeit, wenn man in Teil (i) mit der leeren Relation beginnt. Falls das Alphabet selbst wieder einer der anderen Typen ist, nimmt man dessen Gleichwertigkeitsrelation.

Um die Rolle der Gleichwertigkeit suggestiv zu betonen, darf statt $t \overset{*}{\longleftrightarrow} t'$ auch $t = t'$ geschrieben werden, wenn keine Mißverständnisse möglich sind.

3.4 Operationelle Semantik von CE-S

Das im vorigen Abschnitt eingeführte Verfahren generiert algorithmisch Gleichungen zu einer Spezifikation, wenn man annimmt, daß die entsprechende Gleichung für alle verwendeten Grundoperationen und anderweitig spezifizierten Operationen sowie für alle Variablen bereits von einem entsprechenden Verfahren geliefert werden. Die Situation ist in Abbildung 6 veranschaulicht.

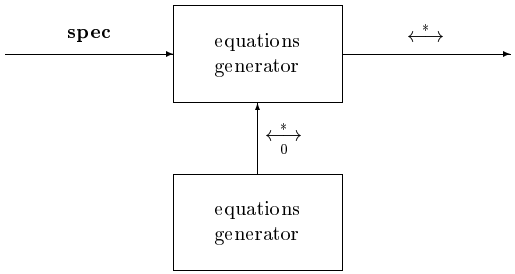

Abbildung 6: Erzeugung von Gleichungen

Dieses Verfahren hat einen Haken und taugt deshalb für sich genommen nur bedingt als operationelle Semantik. Die Gleichwertigkeit ist fast immer eine unendliche Relation, so daß der Generator i.a. nicht anhält. Außerdem ist es völlig ungewiß, wann interessante Gleichungen erzeugt werden. Meist ist es so, daß man sich für bestimmte Gleichungen interessiert. Oder man hat sogar nur einen Term und wüßte gern, zu welchen er gleichwertig ist. Das letztere ist die typische Situation beim Auswerten von Funktionen bzw. Operationen. Man wendet eine Operation auf Argumente an und wüßte gern den Wert. Beispielsweise mag die Länge eines Wortes interessieren oder die Frage, ob eine Zeichenkette ein bestimmtes Zeichen enthält und sortiert ist. Das erstere kommt vor, wenn man zwei Größen vergleichen möchte. Beispielsweise könnte man sich dafür interessieren, ob die Länge einer Konkatenation mit der Längensumme der Teilwörter übereinstimmt. In beiden Fällen liefert die Gleichwertigkeit algorithmische Lösungen.

Gibt man eine Gleichung vor und wartet, bis der Gleichungsgenerator sie produziert, hat man die Gültigkeit der Gleichung automatisch bejaht. Das Ergebnis ist ein Gleichungsbeweiser wie in Abbildung 7 skizziert.

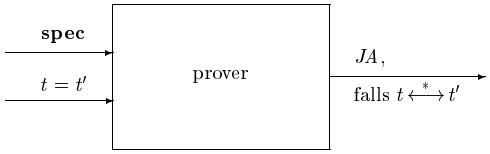

Abbildung 7: Ein Gleichungsbeweiser

Gibt man einen Term vor und läßt wieder den Gleichungsgenerator laufen, kann man auf Gleichungen warten, die den gegebenen Term als linke Seite haben. Die rechten Seiten kann man dann als Berechnungsergebnisse des Terms ansehen. Das gilt insbesondere, wenn der Ausgangsterm eine Operation auf bekannte Größen anwendet und der Ergebnisterm ebenfalls eine bekannte Größe ist. Das läßt sich präzise so ausdrücken.

1. Ein Term, der nur aus Grundoperationen und Variablen aufgebaut ist, wird *Werteterm* oder kurz *Wert* genannt.
2. Sei $f\colon D_1 \times \cdots \times D_k \to D_0$ eine in **spec** deklarierte Operation. Seien $t_i \in T_{D_i}$ für $i = 0, \ldots, k$ Werteterme. Dann ist t_0 ein *berechneter Wert* von $f(t_1, \ldots, t_k)$, wenn gilt:
$$f(t_1, \ldots, t_k) \overset{*}{\longleftrightarrow} t_0.$$

Die Idee hinter der operationellen Semantik ist folgende: Die Werteterme repräsentieren die Werte der verfügbaren Typen, d.h. alle Zeichen, alle Zeichenketten, alle natürlichen und ganzen Zahlen bzw. die beiden Wahrheitswerte. Die spezifizierten Operationen sollen berechnet werden. Wenn $f\colon D_1 \times \cdots \times D_k \to D$ eine solche Operation ist, will man also wissen, welchen Wert aus D für Argumente aus $D_1, \ldots, D_k$ sie liefert. Da die Argumente durch Werteterme $t_i \in T_{D_i}$ gegeben sind, ist also die Frage, zu welchen Wertetermen des Typs D der auszuwertende Term $f(t_1, \ldots, t_k)$ gleichwertig ist, welche berechneten Werte dieser Term besitzt. Das Attribut *berechnet* ist gerechtfertigt, weil Punkt 1 der Gleichwertigkeit ein Verfahren liefert, bei dem nach und nach alle Paare gleichwertiger Terme entstehen, so daß man nur warten muß, bis für eine Operation, angewendet auf bestimmte Argumente, ein Wert ermittelt ist (falls man nicht vergeblich wartet, weil es gar keinen Wert gibt).

Was man mit diesen Überlegungen erhält, ist ein Interpreter für CE-S, siehe Abbildung 8.

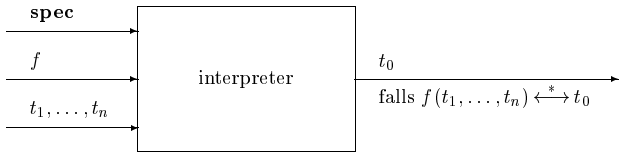

Abbildung 8: Ein Interpreter für CE-S

Man beachte, daß CE-S einige Ähnlichkeiten mit einer funktionalen Sprache aufweist. Die syntaktischen Gemeinsamkeiten sollten ins Auge springen, aber auch die operationelle Semantik von CE-S kann durchaus so gedeutet werden, daß sie nicht völlig von den Interpretern funktionaler Programmiersprachen verschieden ist. Aber es gibt auch signifikante Unterschiede. So ist die Gleichung $swap(uxvyw) = uyvxw$ für $x, y \in A$, $u, v, w \in A^*$ zulässig, die für *swap*, angewendet auf Zeichenketten länger als 2, jeweils mehrere Werte liefert:

$$swap(abc) \overset{*}{\longleftrightarrow} \begin{cases} cba \\ bac \\ acb \end{cases}$$

Die CE-S-spezifizierten Operationen sind also im allgemeinen relational. Um funktionale Operationen zu erhalten, muß man zusätzlich Vorkehrungen treffen. Ähnlich verhält es sich, wenn man vermeiden möchte, daß eine Operation unvollständig definiert ist. Denn in CE-S kann man leicht Spezifikation schreiben, bei denen Operationen für manche Argumente keine berechneten Werte besitzen. Das ist allerdings in funktionalen Sprachen bekanntlich ebenfalls möglich.

3.5 Gerichtete Auswertung

Neben der möglichen Mehrwertigkeit von CE-S-Operationen besteht ein anderer wichtiger Unterschied zur funktionalen Programmierung in der Symmetrie-Eigenschaft der Gleichwertigkeit, während ein Interpreter einer funktionalen Programmiersprache die Gleichungen bzw. Regeln, die ein Programm bilden, immer nur von links nach rechts anwendet.

Diese Variante der operationellen Semantik läßt sich für CE-S sehr einfach definieren, weil man in der Definition 3.3.1 der Gleichwertigkeit nur die Symmetrieforderung in Unterpunkt (iv) streichen muß. Die resultierende Relation wird *Termersetzung* genannt und mit $\overset{*}{\longrightarrow}$ bezeichnet. Es ist dann naheliegend, daß man auch die vorgegebene Relation für die vorausgesetzten Operationen als Termersetzung wählt. Für die Grundoperationen ist es allerdings ratsam, bei der Gleichwertigkeit zu bleiben. Da Termersetzung eine Teilrelation der Gleichwertigkeit ist, bleibt es gerechtfertigt, ein Gleichheitszeichen zwischen Termen zu setzen, die durch Termersetzung auseinander hervorgehen.

Wie in 3.4 die Gleichwertigkeit induziert auch die Termersetzung einen Interpreter für CE-S, der zur Unterscheidung *Vorwärtsinterpreter* genannt wird, siehe Abbildung 9.

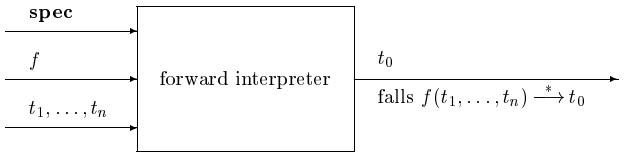

Abbildung 9: Ein Vorwärtsinterpreter für CE-S

Diese gerichtete Art der Auswertung von Termen wird in der Literatur am häufigsten für diesen Zweck eingesetzt und wird auch im folgenden meist eingesetzt, wenn der Wert einer Operationsanwendung ermittelt werden soll.

3.6 Gleichungsanwendung auf Terme

Wenn ein bestimmter Term ausgewertet werden soll, und das ist häufig der Fall, sind die bisherigen Überlegungen, algorithmisch gesehen, noch ziemlich unbefriedigend. Denn nach Definition von Gleichwertigkeit und Termersetzung werden mehr und mehr Paare von Termen generiert, die mit dem interessierenden Term oft gar nichts zu tun haben werden. Man muß dann warten, bis ein Termpaar erscheint, dessen linke Seite mit dem gegebenen Term übereinstimmt, so daß dessen rechte Seite als Wert oder Zwischenergebnis in Frage kommt. Geschickter ist es in diesem Zusammenhang, die Termersetzung (oder Gleichwertigkeit) so zu konstruieren, daß der gegebene Term direkt und zielgerichtet ausgewertet wird, möglichst ohne überflüssige Termpaare zu produzieren.

Ansatzpunkte für ein solches Vorgehen sind bereits in den Unterpunkten (ii) und (iii) von 3.3.1 angelegt. Stimmt ein gegebener Term t mit einer substituierten linken Regelseite $L[a]$ überein, so läßt sich $t = L[a]$ zu $R[a]$ auswerten (falls die Bedingungen erfüllt sind). Außerdem darf in einem Argumentterm einer Operationsanwendung ausgewertet werden. Rekursiv fortgesetzt darf dann auch in einem Argumentterm eines Argumentterms eines Argumentterms ... gerechnet werden, d.h. in einem beliebigen Teilterm des gegebenen Terms. Man kann also $L[a]$ durch $R[a]$ ersetzen, wenn $L[a]$ Teilterm von t ist, wobei sich das dadurch ausdrücken läßt, daß $L[a]$ beim Einsetzen in einen geeigneten Kontext t ergibt. Genauer läßt sich die Gleichungsanwendung auf Termen folgendermaßen definieren:

Sei $L = R$ eine Gleichung mit $L, R \in T_D$ und Variablen aus X; sei a eine Wertzuweisung. Sei C ein *Kontextterm*, der neben möglichen Variablen aus X genau eine Extravariable $-$ (des Typs D) enthält. Betrachte für diese Variable die beiden Wertzuweisungen $a_L(-) = L[a]$ und $a_R(-) = R[a]$.

Dann entsteht ein Term t' durch *Anwendung* von $L = R$ aus dem Term t, in Zeichen: $t \longrightarrow t'$, falls $t = C[a_L]$ und $t' = C[a_R]$.

Wie die folgende Beobachtung zeigt, gehen zwei Terme durch Termersetzung auseinander hervor, falls sie durch Gleichungsanwendung ineinander überführbar sind. Das rechtfertigt, Operationsanwendungen mit Hilfe von Gleichungsanwendungen auszuwerten und dabei eine Gleichungsanwendung als elementaren Berechnungsschritt zu deuten.

Lemma (Gleichungsanwendung als Termersetzung)
Sei CE eine Menge bedingter Gleichungen zur Menge der Deklarationen DECL und Variablen X. Sei $\xrightarrow{*}$ *die zugehörige Termersetzung. Sei* $L = R$ falls $L_1 = R_1, \ldots, L_m = R_m$ *eine bedingte Gleichung aus CE. Seien C ein Kontextterm und a eine Wertzuweisung, so daß* $C[a_L] \longrightarrow C[a_R]$ *definiert ist. Gelte außerdem* $L_i[a] \xrightarrow{*} R_i[a]$ *für* $i = 1, \ldots, m$.

Dann folgt: $C[a_L] \xrightarrow{*} C[a_R]$.

Beweis (durch Induktion über den Aufbau von C).

IA: Hier ist C nicht zusammengesetzt, muß aber die Extravariable enthalten, so daß $C = -$ gelten muß. Man erhält dann nach Definition der Substitution und der Wertzuweisungen a_L und a_R: $-[a_L] = a_L(-) = L[a]$ und $-[a_R] = a_R(-) = R[a]$, was nach 3.3.1(ii) und 3.5 $L[a] \xrightarrow{*} R[a]$ ergibt.

IV: Die Behauptung gelte für Terme mit Rekursionstiefe $\leq m$.

IS: Betrachte $C = f(t_1, \ldots, t_k)$ mit Rekursionstiefe $m+1$. Dann haben die Argumentterme höchstens Rekursionstiefe m. Da C die Extravariable genau einmal enthält (und f keine Variable ist), enthält genau ein t_{i_0} die Extravariable, ist also ein Kontextterm. Insbesondere gilt damit $t_{i_0}[a_L] \to t_{i_0}[a_R]$, so daß nach Induktionsvoraussetzung $t_{i_0}[a_L] \xrightarrow{*} t_{i_0}[a_R]$ folgt. Die anderen sind normale Terme. Deshalb gilt nach Definition der Substitution:

$$C[a_L] = f(t_1, \ldots, t_k)[a_L] = f(t_1[a_L], \ldots, t_k[a_L]) = f(t_1, \ldots, t_{i_0-1}, t_{i_0}[a_L], t_{i_0+1}, \ldots, t_k),$$

und analog:

$$C[a_R] = f(t_1, \ldots, t_{i_0-1}, t_{i_0}[a_R], t_{i_0+1}, \ldots, t_k).$$

Dabei wird ausgenutzt, daß ein Term bei der Substitution unverändert bleibt, wenn er die Variablen, die substituiert werden, gar nicht enthält. Für die Terme t_i $(i \neq i_0)$ gilt außerdem nach 3.3.1(iv): $t_i \xrightarrow{*} t_i$, so daß sich nach 3.3.1(iii) wunschgemäß ergibt:

$$f(t_1, \ldots, t_{i_0-1}, t_{i_0}[a_L], t_{i_0+1}, \ldots, t_k) \xrightarrow{*} f(t_1, \ldots, t_{i_0-1}, t_{i_0}[a_R], t_{i_0+1}, \ldots, t_k). \qquad \square$$

3.7 Beispiele: Sortieren durch Einsortieren und Mischen

Sortieren gehört zu den wichtigsten und häufig vorkommenden algorithmischen Problemen. Es ist daher kein Wunder, daß in der Literatur viele Verfahren zu finden sind. Aus der Vielzahl sollen hier zwei vorgestellt werden, um mit ihrer Hilfe weitere Beispiele für den Umgang mit CE-S bereitzustellen. Diese Beispiele werden später bei der Aufwandsanalyse von Algorithmen wieder aufgegriffen.

Die Aufgabe des Sortierens für Zeichenketten besteht darin, die Zeichen jeder eingegebenen Zeichenkette so umzuordnen, daß je zwei aufeinanderfolgende Zeichen in der $\leq$-Beziehung stehen.

Beim Sortieren durch Einsortieren wird eine Hilfsoperation verwendet. Ein Zeichen wird in ein Wort einsortiert, indem es solange nach rechts geschoben wird, bis das nächste Zeichen nicht mehr kleiner ist oder das Ende erreicht ist. Sortieren läßt sich damit, indem die Zeichen eines Eingabewortes von rechts nach links in das jeweilige Zwischenergebnis einsortiert werden, wobei man mit dem leeren Wort beginnt. Die folgenden Spezifikationen des Einsortierens und Sortierens durch Einsortieren setzen diese Ideen rekursiv um.

insort

opns: $insort\colon A \times A^* \to A^*,\ sort\colon A^* \to A^*$
vars: $x, y \in A,\ u, v \in A^*$
eqns: $insort(x, \lambda) = x$
$insort(x, yv) =$ if $x \leq y$ then xyv else $y\ insort(x, v)$
$sort(\lambda) = \lambda$
$sort(xu) = insort(x, sort(u))$

Durch vollständige Induktion kann man sich ohne viel Mühe davon überzeugen, daß *insort* und *sort* Abbildungen auf den angegebenen Datenbereichen definieren, die durch Anwendung der Gleichungen für jede Wahl der Argumente ausgerechnet werden können. Es ist auch nicht schwer zu sehen, daß in einem Ergebnis von *sort* keine zwei aufeinanderfolgenden Zeichen in $>$-Beziehung stehen. Um einzusehen, daß das spezifische Verfahren sortiert, muß also nur noch sichergestellt werden, daß keine Zeichen verlorengegangen oder hinzugekommen sind. Das wird exemplarisch gezeigt. Dabei wird eine gegenüber der früheren Definition leicht modifizierte Spezifikation des Zeichenzählens verwendet:

count

opns: $count\colon A \times A^* \to \mathbb{N},\ \delta\colon A \times A \to BOOL$
vars: $x, y \in A,\ v \in A^*$
eqns: $count(x, \lambda) = 0$
$count(x, yv) = count(x, v) + \delta(x, y)$
$\delta(x, y) =$ if $x \equiv y$ then 1 else 0

Beobachtung
Für alle $a, b \in A$ und $w \in A^*$ sind folgende Terme gleichwertig:

(1) $count(a, insort(b, w)) = count(a, w) + \delta(a, b)$
(2) $count(a, sort(w)) = count(a, w)$

Beweis (mit Induktion über den Aufbau von w)**.**

IA: (1) $count(a, insort(b, \lambda)) = count(a, b) = count(a, \lambda) + \delta(a, b)$, wobei zuerst die Definition von *insort* und dann von *count* verwendet wird.
(2) $count(a, sort(\lambda)) = count(a, \lambda)$ nach Definition von *sort*.

IV: Die Behauptungen gelten für $v \in A^*$.

IS: (1) Für $count(a, insort(b, yv))$ gibt es nach Definition von *insort* zwei Fälle:

$b \leq y$: Dafür ergibt sich nach Definition von *insort* und *count* wunschgemäß:

$$count(a, insort(b, yv)) = count(a, byv) = count(a, yv) + \delta(a, b).$$

$b > y$: In diesem Fall kann man nacheinander die Definition von *insort* und *count*, die Induktionsvoraussetzung, das Kommutativgesetz für natürliche Zahlen und wieder die Definition von *count* anwenden, um die Behauptung zu erhalten:

$$\begin{aligned} count(a, insort(b, yv)) &= count(a, y\ insort(b, v)) \\ &= count(a, insort(b, v)) + \delta(a, y) \\ &= count(a, v) + \delta(a, b) + \delta(a, y) \\ &= count(a, v) + \delta(a, y) + \delta(a, b) \\ &= count(a, yv) + \delta(a, b). \end{aligned}$$

(2) Hier folgt die Behauptung nach Definition von *sort*, dem gerade Gezeigten für *insort*, der Induktionsvoraussetzung und der Definition von *count*:

$$\begin{aligned} count(a, sort(xv)) &= count(a, insort(x, sort(v))) \\ &= count(a, sort(v)) + \delta(a, x) \\ &= count(a, v) + \delta(a, x) \\ &= count(a, xv). \end{aligned}$$

□

Das Sortieren durch Mischen funktioniert ähnlich, aber statt eines Zeichens wird ein ganzes Wort "einsortiert". Um ein Wort zu sortieren, wird es in eine linke und rechte Hälfte geteilt, die beide sortiert und danach zusammengemischt werden. Um das zu erreichen, werden Hilfsoperationen *left*, *right* und *merge* eingeführt.

mergesort

opns: $left, right, sort\colon A^* \to A^*,\ merge\colon A^* \times A^* \to A^*$
vars: $x, y \in A,\ u, v, w \in A^*$
eqns: $left(\lambda) = \lambda$
$left(x) = x$
$left(xvy) = x\ left(v)$
$right(\lambda) = \lambda$
$right(x) = \lambda$
$right(xvy) = right(v)y$
$merge(\lambda, v) = v$
$merge(u, \lambda) = u$
$merge(xu, yv) =$ if $x \leq y$ then $x\ merge(u, yv)$ else $y\ merge(xu, v)$
$sort(\lambda) = \lambda$
$sort(x) = x$
$sort(w) = merge(sort(left(w)), sort(right(w)))$ falls $length(w) \geq 2$

Einzusehen, daß dieses Verfahren wirklich sortiert, bleibt der Intuition überlassen. Aber es werden einige Eigenschaften bewiesen, die vor allem die Länge betreffen und später gebraucht werden. Dabei wird folgender Satz über die Länge von Wörtern vorausgesetzt (vgl. 2.4.3):

$$length(vw) = length(v) + length(w) \text{ für alle } v, w \in A^*.$$

Beobachtung
Für alle $u, v, w \in A^*$ sind folgende Terme gleichwertig:

(1) $left(w)right(w) = w$,

(2) $length(right(w)) \leq length(left(w)) \leq length(right(w)) + 1$,
(3) $length(merge(u, v)) = length(u) + length(v)$,
(4) $length(sort(w)) = length(w)$.

Beweis.
Die ersten beiden Punkte werden zusammen mit vollständiger Induktion über die Länge von Wörtern bewiesen.

IA: Sei $length(w) \leq 1$, d.h. $w = \lambda$ oder $w = x \in A$. Dann gilt nach Definition:

$left(\lambda)right(\lambda) = \lambda\, right(\lambda) = \lambda\lambda = \lambda$ sowie
$left(x)right(x) = x\, right(x) = x\lambda = x$.
$length(left(\lambda)) = length(\lambda) = length(right(\lambda)) \leq length(right(\lambda)) + 1$ sowie
$length(left(x)) = length(x) = length(\lambda) + 1 = length(right(x)) + 1 \geq length(right(x))$.

IV: Die Behauptungen (1) und (2) gelten für alle Wörter mit Länge kleiner $n \geq 2$.

IS: Betrachte ein Wort w der Länge $n \geq 2$. Dann gibt es $x, y \in A$ und $v \in A^*$ mit $w = xvy$.

Nach Definition von *left* und *right* sowie der Induktionsvoraussetzung ergibt sich dann:

$$\begin{aligned} left(w)right(w) &= left(xvy)right(xvy) \\ &= x\, left(v)right(xvy) \\ &= x\, left(v)right(v)y \\ &= xvy \\ &= w. \end{aligned}$$

Die Induktionsvoraussetzung ist anwendbar, weil v die Länge $n - 2$ hat.

Analog ergibt sich die Behauptung für die Längen:

$$\begin{aligned} length(right(w)) &= length(right(xvy)) \\ &= length(right(v)y) \\ &= length(right(v)) + length(y) \\ &= length(right(v)) + length(\lambda) + 1 \\ &= length(right(v)) + 0 + 1 \\ &= length(right(v)) + 1 \\ &\leq length(left(v)) + 1 \\ &= length(x\, left(v)) \\ &= length(left(xvy)) \\ &= length(left(w)). \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} length(left(w)) &= length(left(xvy)) \\ &= length(x\, left(v)) \\ &= length(left(v)) + 1 \\ &\leq length(right(v)) + 1 + 1 \\ &= length(right(v)) + 0 + 1 + 1 \\ &= length(right(v)) + length(\lambda) + 1 + 1 \\ &= length(right(v)) + length(y) + 1 \\ &= length(right(v)y) + 1 \\ &= length(right(xvy)) + 1 \\ &= length(right(w)) + 1. \end{aligned}$$

Der Nachweis der dritten Eigenschaft wird mittels Induktion über die Längensumme der beiden Argumentwörter geführt.

IA: Die Summe ist 0, wenn beide Argumente von *merge* leer sind. Dann gilt:

$$length(merge(\lambda, \lambda)) = length(\lambda) = length(\lambda) + 0 = length(\lambda) + length(\lambda).$$

IV: Die Behauptung gelte für alle Wörter, deren Längensumme n ist.

IS: Seien u und v Wörter mit $length(u) + length(v) = n + 1$. Falls $u = \lambda$ ist, gilt:

$$length(merge(\lambda, v)) = length(v) = 0 + length(v) = length(\lambda) + length(v).$$

Analog folgt die Behauptung für $v = \lambda$. Bleibt der Fall, daß u und v beide nicht leer sind, so daß $x, y \in A$ und $\overline{u}, \overline{v} \in A^*$ existieren mit $u = x\overline{u}$ und $v = y\overline{v}$. Gilt außerdem $x \leq y$, so ergibt sich die Behauptung wie folgt:

$$\begin{aligned} length(merge(u, v)) &= length(merge(x\overline{u}, y\overline{v})) \\ &= length(x\, merge(\overline{u}, y\overline{v})) \\ &= length(merge(\overline{u}, y\overline{v})) + 1 \\ &= length(\overline{u}) + length(y\overline{v}) + 1 \\ &= length(\overline{u}) + length(v) + 1 \\ &= length(\overline{u}) + 1 + length(v) \\ &= length(x\overline{u}) + length(v) \\ &= length(u) + length(v). \end{aligned}$$

Die Anwendung der Induktionsvoraussetzung ist möglich wegen:

$$\begin{aligned} &length(\overline{u}) + length(y\overline{v}) \\ &= length(\overline{u}) + 1 - 1 + length(y\overline{v}) \\ &= length(x\overline{u}) + length(y\overline{v}) - 1 \\ &= length(u) + length(v) - 1 \\ &= n + 1 - 1 \\ &= n. \end{aligned}$$

Es bleibt noch die Alternative, daß $x > y$ ist, für die sich die Behauptung aber völlig analog ergibt.

Die vierte Behauptung ergibt sich wieder durch vollständige Induktion über die Länge von w, wobei die anderen drei Beobachtungen ausgenutzt werden. □

4 Literaturhinweise

Die folgenden Bücher geben einen Einblick in die verschiedenen Gebiete der Theoretischen Informatik bzw. behandeln das dafür benötigte Basiswissen.

Alfred v. Aho, Jeffrey D. Ullman. *Foundations of Computer Science*. Computer Science Press, 1992.

Michael A. Arbib, A.J. Kfoury, Robert N. Moll. *A Basis for Theoretical Computer Science*. Springer, 1981.

Erwin Engeler, Peter Läuchli. *Berechnungstheorie für Informatiker*. Teubner, 1992.

John E. Hopcroft, Jeffrey D. Ullman. *Introduction to Automata Theory, Languages, and Computation*. Addison-Wesley, 1979.
Deutsche Übersetzung: *Einführung in die Automatentheorie, formale Sprachen und Komplexitätstheorie*. Addison-Wesley, 1990. 3., korrigierte Auflage: Oldenbourg, 1994.

A.J. Kfoury, Robert N. Moll, Michael A. Arbib. *A Programming Approach to Computability*. Springer, 1982.

Karl Rüdiger Reischuk. *Einführung in die Komplexitätstheorie*. Teubner, 1990.
2., völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage: *Komplexitätstheorie. Band I: Grundlagen*. 1999.

Uwe Schöning. *Theoretische Informatik – kurzgefaßt* (2. Auflage). Spektrum Akademischer Verlag, 1995.

Volker Sperschneider, Barbara Hammer. *Theoretische Informatik. Eine problemorientierte Einführung*. Springer, 1996.

Franz Stetter. *Grundbegriffe der Theoretischen Informatik*. Springer, 1994.

Ingo Wegener. *Theoretische Informatik*. Teubner, 1993. 2. Auflage 1999.

Dietmar Wätjen. *Theoretische Informatik. Eine Einführung*. Oldenbourg, 1994.